

evident schauen zu können. Es ist das Buch eines (gläubigen) Historikers nicht das Buch eines Theologen oder eines Apologeten. Nach höchst lehrreichen Ausführungen über die ganz ungemein fein differenzierende heutige Methodik der frühgeschichtlichen Tatsachenerforschung mit ihrem Zusammenwirken von Sprachwissenschaft und Archäologie folgt ein sehr viel weniger überzeugendes Kapitel „Auf dem Wege zu einer organischen Geschichtsphilosophie“, der Versuch eines geläuterten Evolutionismus. Den Hauptteil des Werkes aber füllt die überaus dichte und wissenschaftlich sorgsam dokumentierte Darstellung jener Kultur- und Religionsgeschichte, die uns mitten zwischen den gewiß schon nicht ganz unverächtlichen Geisteswelten Mesopotamiens und vor allem auch des zeitweise erstaunliche Höhen erklimmenden Ägypten die religiöse Gottespflanzung Israels heranwachsen zeigt — bis zu ihrer erfüllenden Reifung, deren Frucht Jesus war, der von seinen Brüdern an die Heiden „überlieferte“ andere Joseph, der sich mit diesen Brüdern schließlich wieder in die Arme fallen wird.

Robert Jaromir, Bibel und Zeitgeist. Eine religionssoziologische Untersuchung. Affoltern a. A. 1949. Ahren-Verlag. 568 Seiten.

Ein vom modernen „Zeitgeist“ verführter jüdischer Mensch proklamiert hier „eine Prometheus-Menschheit, die der Gnade nicht mehr bedarf“ und so auch „auf die Gerechtigkeit verzichten“ könne, weil dieselbe als absolute Geltung beanspruchende — der beglückenden „Einverleibtheit“ des Menschen in die jeweilige Gemeinschaft (insbesondere der Juden in ihre Wirtsvölker) entgegenstehe. Dies Letztere trifft als Tatsachenbehauptung zu, macht seit Jahrtausenden die Würde und die fast untragbar schwere Bürde des jüdischen Volkes aus und wird hier sehr gelobt, aber auch mit sehr viel Trugschlüssen und Anleihen bei wissenschaftlich überholtem Schrifttum, eingehend und doch zutiefst verständnislos analysiert. Stark empfindet man dabei als christlicher Leser, wie völlig schon die Offenbarung im Alten Bunde übernatürlich ist, wenn auch nicht, wie der Verfasser meint, wider natürlich; d. h. wohl wider die „Natur“ des gefallenen Menschen, aber nicht im Kampfe, sondern im Bunde mit seiner besseren und wahren Natur, in der er Gott zum Ebenbild erschaffen ward.

Hans Ornstein, Der antijüdische Komplex. Versuch einer Analyse. Zürich 1949. Verlag: Die Gestaltung. 99 Seiten.

Endlich einmal statt einer simplifizierenden, falsch vereinfachenden, eine differenzierende, sorgfältig unterscheidende „Diagnose und Therapie“ der Judenfeindschaft!

Daß diese nicht nur „Vorurteil“ oder „Haß“ oder „fixe Idee“ oder „Komplex“, nicht nur aus Neid, aus Angst bzw. Furcht, aus Verachtung oder aus Abneigung geboren ist, daß vielmehr einmal diese, ein andermal jene Seite im Vordergrund steht, einmal dieses, ein andermal jenes Motiv, das ist schon einmal eine Erkenntnis, deren Darlegung O.s. Buch vorteilhaft von den meisten üblichen Behandlungen des Themas unterscheidet. Auch wenn er nun meint, aufs Ganze gesehen in erster Linie von einem „antijüdischen Komplex“ sprechen zu müssen, einer durch übermächtiges Gefühl verursachten intensiven geistig-seelischen Fehlbildung, scheint er uns realistischer und tiefer zu sehen als jene, die hier nur ein „Vorurteil“ finden wollen, wie es durch rein intellektuelle Aufklärung und Selbstzucht relativ leicht zu beseitigen wäre. Selbstverständlich tritt auch er im Rahmen der Therapie für Aufklärung und „Kennenlernen“ ein, betont aber mit Recht, daß „Hygiene der Phantasie“ und komplexlösende Erziehung im allgemeinen noch viel wichtiger sind. Ebenso, daß die Therapie „auch die Juden selbst in den Kreis ihrer Maßnahmen einbeziehen müssen“ wird: einmal, „was die Wirkungen jahrhundertelanger Verfolgung und Diskriminierung auf die davon Betroffenen anbelangt“ (Mischung zwischen dem „jüdischen Minderwertigkeitsgefühl“ und dessen Gegenstück, dem „jüdischen Überlegenheitsdünkel“); dann auch, was den positiven jüdischen Beitrag zur gegenseitigen Annäherung anlangt, wofür die Gründung des Staates Israel schon angesichts seiner beschränkten Aufnahmefähigkeit keineswegs genüge.

Man wird dem meisten, was O. vorbringt, für sich genommen, d. h. abgesehen von der theologisch-philosophischen Rückverwurzelung seiner empirisch ganz handlichen Anthropologie, zustimmen können und wohl nur an einer Stelle grundsätzlichere Bedenken anmelden müssen: O. zitiert die Auffassung, der M. S. a. m. u. l. erstmals 1940 in einem Buche „The great Hatred“ (2. Aufl. 1943) Ausdruck gab: „Er sieht im Antisemitismus den Ausdruck des verborgenen Hasses gegen Christus und das Christentum... Er verfolge das Ziel, die christliche Epoche in der Geschichte der Menschheit zu beenden.“ Samuel schreibe geradezu: „Sie spucken auf die Juden als die Christus-Töter; weil sie auf die Juden als die Christus-Geber zu spucken verlangen.“ Ähnliches schrieb fast gleichzeitig S. Freud und schrieb inzwischen in einer O. leider entgangenen Studie über „Elemente des Antisemitismus“ M. Horkheimer und Th. W. Adorno: „Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt auftrieten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist ausschließlicher Besitz, Aneignung, Macht ohne Grenzen, um jeden Preis. Den Juden, mit dieser ihrer Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können.“ (Aus „Dialektik der Aufklärung“, Amsterdam 1947; Sperrungen von uns) — O. schreibt nun, dieses Motiv dürfe „nicht aus dem Zusammenhang mit den anderen, sogar noch tieferen, gelöst und überbetont werden.“ — Nun, daß es nicht das einzige Motiv ist und in den rechten Zusammenhang gehört, ist zuzugeben, daß es aber „noch tiefere“ Gründe für die Judenfeindschaft gebe, das allerdings meinen wir keineswegs gelten lassen zu können. Schon das neutestamentliche Gotteswort hat nicht umsonst durch Paulus Röm. 11, 16–24 angedeutet, daß heidenchristliche Überhebung über das unverändert gottgeliebte alte Bundesvolk geradezu eine Leugnung jener Gnade ist, kraft welcher wir „Israel“ nachträglich „eingepropft“ sind, jenes aber zuerst und für immer erwähnt ward. Wer diese unumstößliche Erwählung bezweifelt, der glaubt also nicht an die zuletzt triumphierende Kraft eben jenes Opfers, durch das auch

er selbst gerettet ist, — so weit er glaubt (Röm. 11, 20). — Und so fehlt denn auch in O.s. (bis auf die für rechtgläubige Juden und Christen gleichermaßen unannehmbar — wenn auch von Söderblom übernommene — These, „durch Mose“ sei der „Naturgott“ Jahwe „zu einem sittlichen, rechtlichen Willen erhoben“ worden, recht lehrreichem) Anhang „Vom Wesen des Judentums“ die genügende Herausarbeitung seines Charakters als „königliches Priestertum“, damit aber auch die der Judenfeindschaft als eines nicht dem Rassenhaß, sondern am ehesten dem Antiklerikalismus ähnlichen Komplexes. Dies alles hindert jedoch nicht, daß wir O.s. Buch als die umfassendste und ausgewogenste Behandlung seines Themas, die uns heute in deutscher Sprache bekannt ist, anerkennen und sein Studium nur empfehlen können.

Ignaz Zollschan, Der Rassenwahn als Staatsphilosophie. Heidelberg 1949. Verlag Lambert Schneider, 112 Seiten.

Diese kleine Schrift hat sich zur Hauptaufgabe gestellt, die nationalsozialistische Rassenlehre nicht so sehr zu widerlegen, was wissenschaftlich längst geschehen war, ehe dieselbe Staatsdogma wurde, als vielmehr in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu analysieren. Es wird gezeigt, daß die überlieferten Werte der abendländischen Zivilisation, die auch noch in deren verweltlichtem Stadium von den meisten anerkannt zu werden pflegten, erst im Rassismus endgültig „umgewertet“ bzw. entwertet wurden, „... der totalitäre Nationalismus unserer Prägung entstand erst mit dem Sturz der Religion und dem Ersatz derselben durch den angeblich der Biologie entstammenden nationalen Instinkt als oberste Gottheit.“ (S. 47) „... die Technik der Dekomposition war allerdings eine vollendete. Als bestgeeignetes Instrument dieser Dekomposition der Volksmassen, der Trennung derselben von ihrer Führung und der Infektion der nachwachsenden intellektuellen-Generationen erwies sich die antisemitische Agitation. Dieser Virus, mit Hilfe der Rassentheorie eingepflanzt, wirkte dann selbständig weiter.“ (S. 49)

Geschichtlich, auch ethnologisch, steht ziemlich viel Fragwürdiges in dem Buche, insbesondere in dem kindlich evolutionstheoretischen Vorwort von Julian Huxley. Über die Bedeutung der Rasse selbst jedoch, die noch immer von vielen Falschunterrichteten in Deutschland maßlos überschätzt wird, werden durchaus haltbare Thesen vorgelegt, z. B. daß die „Macht der Vererbung für die kulturellen Ausprägungen nur mehr teilweise im Biologischen begründet ist.“ (S. 89) „Ist also schon die Notwendigkeit ewiger Konstanz von somatischen Eigenschaften zweifelhaft, so ist demnach die Rassengebundenheit zur Psyche und zum Denkkraft, bei dem die Vernunft mit ihrer ausgehenden Logik entscheidend mitwirkt, noch lockerer. Zu den Denkinhalten, die nach ihrer Schöpfung selbständig werden und unabhängige Eigenexistenz gewinnen, ist sie überhaupt nicht mehr vorhanden. Deshalb sind gleiche Denkergebnisse auch bei rassenverschiedensten Gemeinschaften anzutreffen.“ (S. 90) K. Th.

Behrend-Rosenfeld, Else R. Ich stand nicht allein, Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland 1933–1944. Europäische Verlagsanstalt Hamburg, 1949, 301 Seiten.

Der Titel des erregenden Buches sagt doppeltes aus: Die Verfasserin, eine an Geist und Herz gebildete Frau, stand nicht allein als Opfer des Rassenhasses — mit ihr litten Tausende, ja Millionen —; sie stand aber auch nicht vereinsamt, nicht ohne Freunde und Helfer da. In den für ihren Mann bestimmten Aufzeichnungen setzt sie neben den jüdischen und ausländischen Freunden, die sich um Rettung und Hilfe bemühten, auch den unbekannten Deutschen ein Denkmal, die ihr beizustehen suchten: der bayerischen Bäuerin und ihrer Tochter, dem Arzt, dem Schulrat, dem Kohlenhändler, dem Gepäckträger am Münchner Hauptbahnhof, dem Bibliotheksbeamten, dem Ordensfrauen in Berg am Laim, den Quäkerfreunden, dem Berliner Fabrikanten... Wir sind der Verfasserin dankbar für dieses Zeugnis. Freilich können diese Einzelnen, die sich Herz und Gewissen bewahrt hatten, nicht die Schande tilgen, die die Judenverfolgungen des „Dritten Reiches“ auf den deutschen Namen häuften. Aber sie tun dar, daß es auch in jener dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte noch das andere, das reinere und edlere Deutschland gab.

Vom Beginn der Judenfeindlichkeiten an waren sich Frau Rosenfeld und ihr Mann darin einig, daß sie, was immer auch einträte, unter keinen Umständen Haß und Erbitterung in ihren eigenen Herzen zur Herrschaft kommen lassen wollten. Das Gelöbte wurde auf härteste Proben gestellt. Wohl gelang es Frau Rosenfeld, Mann und Kinder kurz vor dem Kriege nach England in Sicherheit zu bringen. Für sie selbst trafen die Auslandspläne nicht mehr rechtzeitig ein. So stellt sie sich der Münchner jüdischen Gemeinde als Fürsorglerin zur Verfügung und erlebt das grauenvolle jüdische Schicksal an unzähligen Einzelnen, Männern, Frauen, Kinder und Greisen, immer wieder von neuem. Als die „Deportation ins Nichts“ auch in dem Lager, das sie betreut, einsetzte, loschen viele ihrer Schützlinge noch im Heim ihr Leben aus. Zu ihren Pfleglingen in Berg am Laim, den Ghetto- und Deportationslagern, gehört auch Professor Paul Nikolaus Cossmann, der frühere Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte, jetzt über 70jährig, Konvertit, dessen Antlitz Güte und Weisheit ausstrahlte, den alle verehren und lieben. (Gestorben 1942 in Theresienstadt — s. S. 31: „Paul Nikolaus Cossmanns Ende“) Ende März 1942 steht auch Else Behrend-Rosenfeld auf der Liste derer, die für die Deportation in den Osten bestimmt sind. Im letzten Augenblick herausgeholt, darf sie noch eine Weile für ihre Leute tätig sein. Dann droht von Neuem und endgültig die Verschickung in ein östliches Vernichtungslager; es glückt ihr, nach Berlin zu entkommen und dort „unterzutauchen“. Als die Gefährdung für die helfenden Menschen und die Nervenbelastung unerträglich werden, wagt sie die Flucht in den Süden und erreicht nach einem angstvollen und gefährlichen nächtlichen Irrweg am 20. April 1944 den rettenden Boden der Schweiz.

Man möchte das Buch der tapferen und gütigen Frau, das bei aller Offenheit der Darstellung ohne jedes Ressentiment, in so verständlichem Geiste geschrieben ist, in viele Hände wünschen.

Angela Rozumek.